

## PARADIGMENWECHSEL AM LEHENHOF?

Meine Frau und ich hatten im letzten Jahr das Glück, auf die Philippinen reisen zu können. Dort leben in den Kordilleren, einem Gebirgszug im Norden der Philippinen, die Kalingas ihr sehr bescheidenes, zurückgezogenes Leben. Im Dorf unserer Schwägerin Isabel und Ursulas Bruder Otmar gibt es erst seit vier Jahren Elektrizität. Die Einwohner von Luplupa tragen Hosen und T-Shirts aus europäischen Kleidersäcken. Die Dächer ihrer Holz- oder Betonhütten sind inzwischen aus Wellblech. Durch ein eigenes Hilfswerk meines Schwagers können viele Kinder einen Schulabschluss machen. Ansonsten scheint das Leben des 800-Seelen-Dorfes noch weitgehend so zu verlaufen, wie es seit Jahrhunderten der Fall war.

In der Kirche von Luplupa setzte sich eine Mutter mit einem riesigen Tragetuch in die Bank vor uns. Darin lag ein offensichtlich gelähmtes oder doch schwer zurückgebliebenes Kind von etwa 10 Jahren. Noch während des Gottesdienstes verließ die Mutter die Kirche. Selbstverständlich übernahm die Nachbarin in der Bank die Sorge für das Kind, bis sie zurückkam. Überhaupt schien das Kind nicht im Geringsten für Aufsehen zu sorgen. Zweifellos war es vollkommen integriert in diese Gemeinschaft. Ein anderer Filippino, ein Mann mittleren Alters, schien sich weniger aufgehoben zu fühlen. Nackt zog er von Dorf zu Dorf, ruhelos, ohne irgendwo zu verweilen, aber auch ohne dass jemand Anstoß an ihm nahm, in seiner Besonderheit toleriert. Und auch jener behinderte Mann lebte in der Umgebung des Dorfes, der, gefürchtet um seine aggressiven Ausbrüche, Tag für Tag an einen Stuhl gefesselt verbrachte, ohne Aussicht auf helfende Medikamente, ein Leben in fast völliger Isolation.

Drei Schicksale an einem fernen Ort, gekennzeichnet von Gegensätzen, wie sie größer kaum sein könnten. Drei Beispiele, die dafür stehen, wie verschieden in anderen Kulturen und zu anderen Zeiten mit dem Anderen, dem Besonderen, insbesondere mit Gebrechlichkeit, Behinderung und Schwäche umgegangen wurde. In geglückten Fällen wurden Menschen mit Behinderungen in ihrem Lebensumfeld akzeptiert, sogar integriert, in einzelnen Fällen sogar als Heilige verehrt. Manchmal, wie beim ‚Dorftrottel‘ oder beim ‚Hofnarr‘, erfüllten sie eine gesellschaftliche Sonderrolle, die anerkannt wurde. Oft aber wurden sie von Familie und Umkreis als Strafe Gottes erlebt, versteckt, eingesperrt, verleugnet. Nicht nur im Römischen Reich wurden Säuglinge, die nicht lebensfähig schienen, schlicht umgebracht.

Der *Umgang* mit Behinderungen wandelte sich entscheidend über die Jahrhunderte und variiert zwischen den Kulturen, aber auch, eng damit verbunden, der *Blick* auf die Menschen, die ein besonderes Schicksal zu tragen haben. Einen solch grundlegenden Wandel nennen wir neudeutsch einen ‚*Paradigmenwechsel*‘.

### Teil 1: Paradigmenwechsel in der Behindertenhilfe

Verfolgen wir einige Meilensteine in der Geschichte der Behindertenhilfe:

Ein wichtiger Anfang lag in der Gründung der großen Anstalten der Diakonie und Caritas seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Aus dem christlichen Impuls der Nächstenliebe heraus wurden Häuser gebaut, in denen man sich um diejenigen bemühte, um die sich niemand kümmern wollte. Das Paradigma der Fürsorge: Jeder Mensch soll angemessen versorgt sein. Er soll nicht hungern und nicht frieren. Er soll sauber sein, gewaschene Kleider tragen und nicht in Urin und Kot verdrecken müssen. Medizinisch wusste man noch sehr wenig über verschiedene Krankheitsbilder und konnte in vielen Fällen, beispielsweise bei Epilepsie, die Nöte noch nicht lindern. Die Helfer in diesen Anstalten taten, was ihnen möglich war und leisteten oft Großartiges.

Ein Paradigmenwechsel war es leider auch, als die Nazis im Dritten Reich von unwertem Leben sprachen und unzählige hilfebedürftige Menschen ihre Opfer wurden – ein Paradigmenwechsel freilich, der nur die Abgründe des Bösen aufscheinen ließ.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es zunächst darum, die Versorgungssituation in den bestehenden Anstalten und in neuen Heimen sicherzustellen und nach und nach zu verbessern. Erst allmählich setzten sich neue Impulse durch: Auch Menschen mit einer intellektuellen Behinderung hätten ein Recht darauf, ihr Leben so normal wie möglich zu führen. Das Ende der rundum versorgenden, totalen Institution wurde gefordert. Die Ausgrenzung in Einrichtungen sei zu überwinden. Ziel aller Heilpädagogik sei die Eingliederung des behinderten Menschen in die Gesellschaft. Diese Impulse wurden unter den Schlagworten ‚Normalisierung‘ und ‚Integration‘ diskutiert – eine neue Richtung in der Behindertenhilfe.

Mit dem Ausgang des letzten Jahrhunderts wurden diese Forderungen nach einem normalen und integrierten Leben weiter intensiviert und unter eine neue große Überschrift gestellt: das marktwirtschaftliche Denken. „Die Zeit der guten Hirten ist vorbei. Jetzt werden Pakete für den neuen Kunden geschnürt.“ Dieser Satz der Darmstädter Professorin Elisabeth Wacker war Programm. Der hilfebedürftige Mensch sollte nicht länger als Fürsorgeempfänger angesehen werden, angewiesen auf die Gunst der Helfer und das Wissen von vermeintlichen Experten. Vielmehr lebte nun die Idee vom selbstbewussten ‚Kunden‘ bzw. ‚Verbraucher‘ auf, der sich mit Rechtsanspruch die nötigen Dienstleistungen nach seinen eigenen Vorstellungen auf dem Markt der Angebote einkaufen könne. Es brauche für den Menschen mit Behinderung keine Fürsorge und Überversorgung in hotelartigen, autoritär geführten Heimen, sondern lediglich einen Assistenten, der dort helfe, wo eine Dienstleistung erwünscht sei. Für diesen neuen ‚Kunden‘ wurden, bis in die Gesetzgebung hinein, Selbstbestimmung, Gleichberechtigung, Teilhabe am gesellschaftlichen Leben eingefordert. Und damit setzte in den letzten Jahren eine enorme Dynamik der Entwicklungen in der deutschen Behindertenhilfe ein.

## Teil 2: Die Folgen des neuen Paradigmas

Wie eine überfällige Befreiung von alten Abhängigkeiten und Bevormundungen schlug das neue Paradigma im fachlichen, politischen und gesellschaftlichen Denken ein. Im Grundgesetz wurde die Gleichberechtigung behinderter Menschen verankert. Nach Artikel 3, Absatz 3 darf niemand wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Das neue Sozialgesetzbuch IX von 2001 steht unter der Überschrift der „gleichberechtigten Teilhabe behinderter Menschen am Leben in der Gesellschaft und Selbstbestimmung“, ähnlich das reformierte „Bundessozialhilfegesetz“, das seit 2005 als Sozialgesetzbuch XII Geltung hat. Beide Gesetzbücher haben weit reichende Auswirkungen auf die heutige Behindertenarbeit, und das Ende der Entwicklungen ist noch lange nicht abzusehen. Die Schwerpunkte dieser Gesetzbücher:

- die Umsetzung des Benachteiligungsverbots im Grundgesetz
- mehr Eigenverantwortung des Menschen mit Behinderung
- die bessere Berücksichtigung seiner eigenen Wünsche
- die Rücksichtnahme auf seine persönliche Lebenssituation wie auch auf seine weltanschaulichen und religiösen Bedürfnisse.

Einige wichtige Bestimmungen der beiden Gesetzbücher:

1. Das *Wunsch- und Wahlrecht* des Menschen mit Behinderung: Es betrifft insbesondere seine Wahl, wo er wohnen möchte, welche Formen der Hilfe er in Anspruch nehmen möchte, wer ihn dabei unterstützen soll.
2. „*Ambulant vor Stationär*“: Die Vollversorgung in einem Heim soll nur dann zur Geltung kommen, wenn die Möglichkeiten, den Betroffenen in seiner eigenen Wohnung unterstützend zu

begleiten, nicht ausreichen. Das Wohnen in den eigenen vier Wänden, möglichst am Herkunftsort, ist somit immer die erste Wahl.

3. Eine bessere *Teilhabe am allgemeinen Arbeitsleben*: Mit Hilfe von so genannten ‚Integrationsfachdiensten‘ soll es möglichst vielen Menschen mit Behinderung ermöglicht werden, nicht in einer geschützten ‚Werkstatt für behinderte Menschen‘ zu arbeiten, sondern am ersten Arbeitsmarkt eine Anstellung zu finden.
4. *Heimbeirat, Heimförsprecher und Werkstattrat*: In vollstationären Einrichtungen wie auch in Werkstätten für behinderte Menschen sollen die Betroffenen über Gremien verfügen, über die sie gegenüber der Leitung der Einrichtung mitsprechen und mitwirken können. Außerdem sollen die Möglichkeiten zur Beschwerde gegenüber der Einrichtung verbessert und transparenter werden.
5. *Qualitätssicherung*: Weil der Mensch mit Behinderung als Kunde bzw. Verbraucher angesehen wird, braucht es nach der marktwirtschaftlichen Logik einen Verbraucherschutz, der über ein modernes Qualitätsmanagement durch das betreffende Dienstleistungsunternehmen sichergestellt werden soll.
6. *Persönliches Budget*: Seit dem 1. Januar 2008 besteht ein rechtlicher Anspruch eines Menschen mit Behinderung darauf, den Pflegesatz, der bislang vom Kostenträger an den so genannten „Leistungserbringer“ gezahlt wurde, ausgezahlt zu bekommen. und über die Verwendung des Pflegesatzes in einem gewissen Rahmen selbst zu verfügen. Er kann ein solches persönliches Budget beantragen, muss es aber nicht.

Es wird deutlich: Der Blick auf den Menschen mit Behinderung hat sich hier gründlich geändert. Angelegt ist in der Gesetzgebung das Bestreben um deutlich mehr Mitbestimmung für sein eigenes Leben. Umgekehrt hat die professionelle Dienstleistung ihre wichtigste Aufgabe nicht mehr darin, Defizite auszugleichen, heilpädagogisch zu fördern und Entwicklungen voranzubringen, sondern den Menschen mit seiner Behinderung als einen vollwertigen Bürger zu verstehen und sich auf seine Anliegen und Bedürfnisse einzustellen.

Wissenschaftler wie Prof. Klaus Dörner gingen noch einen Schritt weiter und forderten vom Bundestag eine **Untersuchung zur möglichen Abschaffung aller Heime**. Sein Vorwurf: In Heimen würden die Bewohner mehr oder weniger vom Leben in der Gesellschaft ausgeschlossen, sie hätten kaum Entwicklungsmöglichkeiten und wären in hohem Maße abhängig von ihren Betreuern. Strenge Hausordnungen, fehlendes Geld und fehlendes Personal würden oft zu einer Einschränkung fast aller Grundrechte führen. Heime wären ‚Gemeinschaften der Ausgeschlossenen‘ und daher heute keine angemessene Problemlösung mehr für hilfebedürftige Menschen. Demgegenüber brauche es heute die volle Integration in die Gesellschaft.

Innerhalb der anthroposophischen Sozialtherapie wurde in dieser Diskussion der Begriff der ‚inversen Integration‘ geprägt. In unseren Gemeinschaften trete neben die Bemühung um Teilhabe am vielfältigen Leben der Gesellschaft der Impuls, dass Menschen mit und ohne Behinderung neue Formen eines Gemeinwesens entwickeln, das ihren besonderen Bedürfnissen entspricht und doch Teil der Gesellschaft ist. Unser Bürgermeister im Deggenhausertal, Knut Simon, sprach des öfteren vom Lehenhof als einem Ortsteil mit besonderen Aufgaben.

In der Logik **marktwirtschaftlichen Denkens** hat die professionelle Hilfe für hilfebedürftige Menschen auch noch ganz andere Fragestellungen hervorgebracht. Zum einen gilt zunehmend das Prinzip des günstigsten Anbieters, und der Druck für Einrichtungen, Hilfestellungen möglichst kostengünstig anzubieten, fördert nicht gerade die Qualität der Leistungen. Auch müssen zunehmend Personalstellen eingespart werden, um die Kosten entsprechend niedrig zu halten. Zum anderen gibt es, parallel zur Diskussion um die neuen Rechte der bedürftigen Menschen, auch eine öffentliche Diskussion um die Finanzierbarkeit der Behindertenhilfe, und diese Diskussion stellt die neuen Rechte indirekt wieder in Frage. Wie teuer darf die Behindertenhilfe für den Steuerzah-

ler werden, fragen Tageszeitungen. Was nichts anderes bedeutet als: Welche Rechte für den hilfebedürftigen Menschen können wir uns leisten? Es ist mehr als besorgniserregend, wenn in Folge solchen Denkens wieder das Lebensrecht ungeborener oder sogar geborener Menschen mit Behinderung in Frage gestellt wird, weil die gesellschaftlichen Kosten gegengerechnet werden.

### Teil 3: Der Camphill-Impuls - ein eigenes Paradigma

Als Dr. Karl König 1964 den Lehenhof gründete, sprach noch kein Mensch von Selbstbestimmung, Normalisierung und Integration. Dennoch entsprach die Idee der sozialtherapeutischen Dorfgemeinschaft vielem, was heute im Sinne des mündigen Menschen mit Behinderung eingefordert wird. Gleichzeitig unterschied sich Königs Dorfimpuls wesentlich von der Vorstellung des neuen Kunden.

Karl König distanzierte sich von den Anstalten und Versorgungsheimen seiner Zeit und hatte die Vision einer Lebensgemeinschaft von Menschen mit und ohne Behinderung. Sie sollte gekennzeichnet sein durch gegenseitiges Geben und Nehmen und die Bereitschaft, Schicksal und Leben zu teilen. König war überzeugt: Wenn es gelingen würde, geeignete Rahmenbedingungen zu schaffen, müsste es möglich sein, dass auch Menschen mit Behinderungen umfassend am Leben eines Gemeinwesens teilnehmen und dieses mitgestalten. Das soziale Umfeld könne auf natürliche Weise therapeutisch wirken, wenn es grundlegenden Erfordernissen entspricht: dem Bedürfnis nach sozialer Einbindung, nach Wertschätzung, Selbständigkeit, Herausforderung und Entwicklung. Gerade ein Erwachsener, der auf Hilfe angewiesen ist, braucht nach König Möglichkeiten, sich selbst einzubringen. Er will seinen Beitrag zum gesellschaftlichen Leben leisten, durch seine Arbeit Werte schaffen, die anderen zugute kommen und über die er Anerkennung erfahren kann. Der Erwachsene muss sich als Bürger eines Gemeinwesens mit Stimme und mit allen Rechten und Pflichten erleben. Er braucht freilich auch einen gewissen Schutzraum, wenn er den Herausforderungen des modernen Kapitalismus und Intellektualismus nicht gewachsen ist. In drei wesentlichen Bereichen konkretisierte sich für König das gemeinsame Leben vor Ort: in Wohnen, Arbeit und Kultur. Das Zusammenleben von Männern und Frauen in einem Haus stand für ihn ebenso außer Frage wie das Zusammenleben der Generationen. Damit war ein Konzept umfassender Integration und Normalisierung entworfen und wurde am Lehenhof von Karl König und seinen Freunden konsequent umgesetzt.

Das klassische Dorf hielt König für die angemessenste, aber nicht die allein mögliche Lebensform in der Sozialtherapie. Er maß Landwirtschaft und Landschaftspflege eine wichtige Bedeutung bei. Infrastruktur und soziale Beziehungen sind im Dorf überschaubarer und direkter als in der Stadt. Der Bedarf an Hilfe steigt mit zunehmender Komplexität und Anonymität der Lebensstrukturen.

Dieser Außenseite eines Dorflebens entsprach eine Innenseite. **Drei Qualitäten waren Karl König für das Zusammenleben in Camphill entscheidend wichtig:**

1. Die Qualität, im Gegenüber nicht in erster Linie den behinderten Menschen mit seinen Defiziten zu sehen, sondern die **Persönlichkeit**, der die volle Wertschätzung als geistbegabter Mensch gebührt. Jede Form der Herablassung oder der Überheblichkeit verbietet sich. Ein Mensch, dem durch seine Behinderung ein besonders schweres Schicksal aufgebürdet ist, verdient umso mehr Hochachtung für alle Anstrengungen, sein Leben zu meistern.

*Dies entspricht durchaus den Bestrebungen des neuen Paradigmas, den Menschen mit Behinderung nicht mehr defektorientiert zu behandeln, sondern vielmehr seine Fähigkeiten zu stärken und ihm Selbständigkeit und Entwicklungspotentiale zuzutrauen.*

2. Die Qualität der Beziehung von Helfer und hilfebedürftigem Menschen auf der Ebene einer Begegnung von Ich zu Ich. Aus einer solchen Begegnung begründet sich für König letztlich alle Heilpädagogik und Sozialtherapie. Gemeint war damit, was Martin Buber das dialogische Prinzip nannte. Buber unterschied grundsätzlich zwischen einer versachlichenden Beziehung zwischen

zwei Menschen, der ‚Ich-Es-Beziehung‘, und einer Begegnung, die den anderen in seinem Wesen meint, der ‚Ich-Du-Beziehung‘. Nur letztere, die ‚Ich-Du-Beziehung‘, würde dem Menschen gerecht werden. Eine Beziehung, in der ein Mensch zum Objekt der Betrachtung oder Behandlung durch einen anderen wird, gehe dagegen am Wesentlichen vorbei.

*Professionelle Behindertenhilfe läuft dagegen tendenziell Gefahr, Beziehungen zu versachlichen und Hilfe zu objektivieren. Das kann zu einem Denken und Wahrnehmen in ‚Fällen‘ führen, statt Einzelschicksale zu würdigen. Förderpläne und Qualitätssicherung setzen Helfer nicht unerheblich unter Druck, objektiv messbare ‚Erfolge‘ vorzuweisen, die dem Wunsch des Helfenden entsprechen, aber nicht unbedingt der Not des Hilfebedürftigen. Insbesondere wenn Menschen mit Hilfebedarf sich nicht adäquat äußern können, ist die Gefahr groß, dass Hilfestellungen aus Fachlichkeit heraus gegeben werden, aber nicht aus dem Erkennen der individuellen Situation.*

*Das neue, marktwirtschaftlich orientierte Paradigma der Behindertenhilfe kehrt diese Verhältnisse um und leistet damit einen wichtigen Beitrag zu einer neuen Sicht des Menschen mit Behinderung. Dieser wird nicht mehr als Empfänger von Hilfeleistung, als unwissender Patient und **Objekt** von Fürsorge durch wissende und handelnde Betreuer verstanden, sondern als **Subjekt** einer Dienstleistungsbeziehung. In der Rolle als ‚zahlender Kunde‘ oder ‚Nutzer‘ hat er jetzt ein Recht auf Dienstleistung und Qualität. Der **Dienstleister** interessiert dabei in erster Linie als Ausführungsgehilfe, weniger als Mensch. Seine Hilfe wird zum Ausgleich der eigenen Defizite gebraucht, prinzipiell auch tauschbar mit einem intelligenten Apparat, **Objekt** der Ansprüche, die der Kunde stellt.*

Zwischen dem früheren Fürsorgeprinzip und dem modernen marktwirtschaftlichen Paradigma haben die Rollen von Subjekt und Objekt also getauscht. Demgegenüber forderte Karl König in der Sozialtherapie die Begegnung von Subjekt zu Subjekt:

*„Nur die Hilfe von Mensch zu Mensch – die Begegnung von Ich mit Ich – das Gewahrwerden der anderen Individualität, ohne des Nächsten Bekenntnis, Weltanschauung und politische Bindung zu erfragen – sondern einfach das Aug‘ in Auge-Blicken zweier Persönlichkeiten, schafft jene Heilpädagogik, die der Bedrohung des innersten Menschseins heilend entgegentritt.“<sup>1</sup> (Karl König).*

Karl König hatte eine Begegnung zwischen Menschen vor Augen, in der keiner den anderen gebraucht oder behandelt, sondern in der aus dem Begegnungs-Moment heraus die nötige Hilfe deutlich wird und zum Tragen kommt. Außerdem entsteht schon in der gegenseitigen Wertschätzung eine Qualität, die an sich etwas Heilendes hat, weil sie Behinderung relativiert und Stigmatisierungen verbietet.

### 3. Die Qualität der **Gemeinschaftsbildung**:

Individualismus und Selbstbestimmung einerseits gehören zum Programm des neuen Paradigmas, Integration in die Gesellschaft andererseits. Zwischen beiden sah Karl König die Gemeinschaft als ein wesentliches Drittes. Ausgeprägter Individualismus kann zu Isolation führen, Gesellschaft kann anonym bleiben und ebenso isolieren. Gemeinschaft als ein Organismus, in dem jeder jeden kennt, in dem Kontakte gepflegt werden können, in dem man sich auf Augenhöhe begegnet, Schicksal miteinander getragen wird und ein Stück Biographie miteinander gelebt wird, hat zwischen Individualisierung und Vergesellschaftung eine eigene Bedeutung. Wichtig dabei ist, dass der einzelne sich mit dieser Gemeinschaft identifizieren, innerlich verbinden kann, dass er sich einbringen kann und die Gemeinschaft ihm dienlich sein kann. Eine solche Gemeinschaft kann ein überschaubares Dorf, eine Familie oder grundsätzlich eine Einrichtung, ein Heim sein.

Gemeinschaft beginnt da, wo zwei oder mehr Menschen sich unmittelbar füreinander interessieren und auf dieser Grundlage verbindlich werden. Dahinter steckt keine andere Absicht als die Gemeinschaftsbildung selbst, kein Eigeninteresse, keine weitere wirtschaftliche, zweckgebundene, soziale, rechtliche Intention. Man will Gemeinschaft mit einem anderen Menschen um der Ge-

---

<sup>1</sup> Aus: Karl König: Sinn und Wert heilpädagogischer Arbeit, Camphill-Brief, Weihnachten 1965, S.9.

meinschaft willen, weil es gut so ist und weil die eigene Person durch den anderen bereichert wird. „Man wird nicht für sich allein ein ‚Ganzer‘, sondern nur mit anderen zusammen“, schreibt Dietrich Bonhoeffer. Gemeinschaft genügt sich selbst. Sie braucht keinen anderen Zweck.

Gemeinschaft grenzt sich damit ab gegenüber einer ‚Institution‘. Ich meine ‚Institution‘ im soziologischen Sinne als eine Einrichtung zwischen Menschen, die auf klar geregelten, verteilten Rollen und auf Normen beruht, die für alle gültig sind. Eine Einrichtung der Behindertenhilfe hat als Institution bestimmte, eindeutig definierte Aufgaben, die sie zu erfüllen hat. Sie hat Pflichten, die einklagbar sind: die Aufsichtspflicht, die Fürsorgepflicht beispielsweise. Es ist auch klar definiert, wozu eine Behinderteneinrichtung nicht verpflichtet ist. Jeder Mitarbeiter kann darauf bestehen, dass er nicht mehr als 40 Stunden in der Woche arbeiten muss. Er muss außerhalb des beschriebenen Leistungskatalogs keine weiteren Aufgaben übernehmen. Die Institution hat das Recht, sich ihre Dienstleistungen bezahlen zu lassen. Hier haben die Begriffe des Kunden, des Verbrauchers, des Leistungsberechtigten und des Dienstleistungsunternehmens ihren Platz. Hier gelten Standards, Normen und Kontrollen. Hier bewegen wir uns auf einem völlig anderen Terrain.

Als Einrichtung der Behindertenhilfe ist die Dorfgemeinschaft Lehenhof auch Institution, und als solche ist sie ausdrücklich dankbar um alle wirtschaftliche Unterstützung von öffentlicher Hand. Selbstverständlich haben wir in dieser Funktion auch Standards und Vorschriften zu erfüllen. Und da haben wir über viele Jahre gut und vertrauensvoll mit Heimaufsicht und Gesundheitsamt zusammen gearbeitet. Aber stellen Sie sich vor, die Dorfgemeinschaft Lehenhof würde sich darauf zurückziehen, ein professionell geführtes Heim zu sein. Es wäre ein Lehenhof ohne Zusammenleben von Mitarbeitern und Dörflern, ohne Kinder, ohne Rentner, ohne Katzen und Enten, ohne Landwirtschaft, ohne gemeinsames Kochen, ohne Herbsttagung, ohne Glockenchor, Eurythmie und Tänze, ohne Kleine Volkshochschule, ohne Konzerte, ohne Feriengruppen und ohne die vielen Feste, die wir feiern. Kurz: Alles, was nicht bezahlt wird oder verbindlich vorgegeben ist, würde in kurzer Zeit wegfallen.

Nein, aus seinem Anliegen heraus versteht sich der Lehenhof vor allem als Lebensgemeinschaft. Als eine solche sucht er nach einem dritten Weg zwischen gesellschaftlicher Überforderung und totaler Institution, nämlich nach einem Raum, in dem sich der einzelne mit seinen Begabungen und Behinderungen entfalten kann und sich trotz seiner Unfähigkeiten aufgehoben weiß.

Ich fasse zusammen: Das Paradigma ‚Camphill-Impuls‘ integriert sowohl den Auftrag einer Fürsorge und Versorgung von hilfebedürftigen Menschen, das Bemühen um Normalisierung und Integration als auch die Bestrebungen um Selbständigkeit, Gleichberechtigung und Teilhabe. Darüber hinaus geht es um drei wesentliche Qualitäten in der Sozialtherapie:

1. Volle Wertschätzung der begleiteten Menschen
2. Begegnungen von Ich zu Ich, von Subjekt zu Subjekt
3. Leben in Gemeinschaft

## **Teil 4 : Wo stehen wir heute?**

Unglaublich viel hat sich verändert seit den Anfängen Camphills, sogar seit dem Beginn dieses Jahrtausends, seit dem Jahr 2000. In den letzten fünf Jahren, heißt es, hätten sich mehr Veränderungen in der sozialen Arbeit ergeben als in den zwanzig Jahren zuvor. Das dürfte in dieser Größenordnung auch auf die Behindertenhilfe im Speziellen zutreffen.

Die Realität in den Heimen der Behindertenhilfe ist durch eine gewisse Spannung, wenn nicht gar Widersprüchlichkeit geprägt: Einerseits besteht ein deutlicher Versorgungsauftrag an die Einrichtung. Dazu gehört die nötige Fürsorge für den Schutzbedürftigen, die Aufsichtspflicht, der päd-

gogische Auftrag, zu fördern und Entwicklungsziele zu erreichen. Andererseits soll der Heimbewohner als moderner Kunde selbst bestimmen, der Betreuer aber nur dabei assistieren.

Wir haben am Lehenhof Fragen an das Paradigma vom selbstbestimmten Menschen mit einer geistigen Behinderung, an das heute so hohe Erwartungen geknüpft sind:

- Wie weit reicht die autonome, mündige Selbstbestimmung tatsächlich, wenn intellektuelle Schwächen zum Schicksal gehören? Setzt Autonomie nicht ein hohes intellektuelles Vermögen voraus? Überfordert das Paradigma der freien Selbstbestimmung nicht viele Menschen mit einer intellektuellen Behinderung?
- Die andere Frage: Werden wir dem hilfebedürftigen Menschen gerecht, wenn wir unsere Beziehungen als reine Kundenbeziehung verstehen? Ich bin überzeugt, dass die Menschen im Jakob-Böhme-Haus, mit denen ich zusammen lebe, mehr von mir erwarten, als bloß Kunde und Dienstleister zu sein. Sie wünschen mich vor allem als Mitmensch, der mit ihnen ihr Leben teilt, egal, wie eigenartig ich auch sein mag.
- Ambulant vor stationär? Müssen wir nicht, wenn wir es ganz nüchtern betrachten, feststellen, dass es für viele Menschen mit einer intellektuellen Behinderung eine Überforderung ist, wenn sie irgendwo in der Stadt für sich alleine wohnen, nur stundenweise unterstützt durch einen Begleiter? Laufen nicht viele Menschen mit Hilfebedarf Gefahr, in einer ambulanten Situation zu vereinsamen und zu verwahrlosen?
- Unter welchen Bedingungen ist eine Eingliederung auf den ersten Arbeitsmarkt tatsächlich sinnvoll? Ich habe etwa ein Jahr meines Lebens bei Daimler Benz in Sindelfingen am Band gearbeitet. Dabei habe ich erlebt, dass selbst solche Persönlichkeiten, die bei uns in den Werkstätten die leistungsfähigsten sind, dort als die Schwächsten in der Rangordnung ganz unten angesiedelt und ausgenutzt, belächelt und übervorteilt wurden. Freilich, in manchen Situationen und in enger Zusammenarbeit wie mit der Firma Sonett in unserer Nachbarschaft kann dieser Schritt genau der richtige sein. Jedenfalls brauchen wir, ob am Arbeitsplatz, auf der Straße, in der Nachbarschaft, eine Gesellschaft, die bereit ist, die Schwächeren und erst recht die Schwächsten zu integrieren statt auszugrenzen. Diese Gesellschaft begegnet mir erst ansatzweise.

Wir haben am Lehenhof aber noch von einer anderen Seite her große Fragen und Aufgaben vor uns: Zunehmend kommen junge Leute in unsere Dorfgemeinschaft, die interessiert an unserem Leben, aber doch auch ganz Zeitgenossen sind. Und die Zeiten haben sich seit Karl König grundlegend geändert. So werden neue Erwartungen an uns herangetragen und berechtigt glaubwürdige, überzeugende Antworten bzw. Konzepte erfragt. *Junge Dörfler*, die zu uns ziehen, fragen nach anderen Freizeitaktivitäten, als wir sie klassisch anbieten: nach Disco, Kneipe und Fernsehen. Sie praktizieren einen anderen Umgang mit Medien und Elektronik, telefonieren mit dem Handy und arbeiten vorzugsweise mit Musik im Ohr. Ihre *Eltern* begegnen uns oft mit einem neuen Selbstbewusstsein über die eigenen Rechte und Vorstellungen, was das Leben bei uns zu bieten habe. Sie wenden sich schneller an Heimaufsicht und Landeswohlfahrtsverband, als es die älteren Angehörigen jemals getan hätten. Wir haben wunderbare *junge Helfer und Mitarbeiter* am Lehenhof. Und auch sie bringen neue Erfahrungen, Selbstverständlichkeiten und Fragen mit: Ist es noch richtig, wenn wir uns ohne geregelte Arbeitszeiten den Dörflern und dem Dorfleben zur Verfügung stellen? Brauchen wir heute nicht viel mehr Privatsphäre, Zeit für Spaß und Party? Die *Heimaufsicht* wiederum, sensibilisiert durch besorgte Eltern, fragt verstärkt nach allgemeinen Standards in der Betreuung. Von Seiten der *Kostenträger* werden wir befragt, für welche Dörfler eine offenere Lebensform wie ambulant betreutes Wohnen richtiger wäre.

Viele ernsthafte Fragen: Welche Überzeugungskraft haben wir als Lebensgemeinschaft noch? Was müssen wir weiterentwickeln? Was sollen wir beibehalten? Ist es glaubwürdig, was wir als unsere Stärken verstehen? Wo müssen wir uns dem Zeitgeist öffnen? Und was bedeutet ‚Zeitgeist‘ in einer derart schnelllebigen Zeit wie dieser, in der wir leben? Was von alledem, was heute ‚in‘ ist, erweist sich als flüchtige Modeerscheinung, welche Entwicklungen bergen eine neue Qualität? Ich

sehe, dass wir dringend aufgefordert sind, zu prüfen, in welche Richtung wir uns in die Zukunft hinein entwickeln wollen.

Im Übrigen aber sehe ich keinen Grund, schwarz zu malen. Wie wir in die Zukunft gehen werden, ist weniger eine Frage an Mode und Zeitgeist, sondern vielmehr eine Frage, ob wir die Ideen aus dem Camphill-Impuls so glaubwürdig leben, dass sie Menschen auch weiterhin begeistern. Ob Camphill am Lehenhof in die Zukunft trägt, hängt für mich auch *weiterhin* von jenen drei entscheidenden Qualitäten ab:

- von der unbedingten Wertschätzung des anderen, unabhängig von seinen Anschauungen und Überzeugungen, unabhängig von seinen Schwächen und Behinderungen;
- vom Bemühen um eine Begegnung von Ich zu Ich, absichtslos, allein aus dem Interesse am anderen, über die professionelle Beziehung hinaus;
- vom Willen, miteinander Gemeinschaft zu bilden.

Wir werden sicherlich wieder ein Stück enger zusammen rücken müssen: Mitarbeiter, Dörfler, Eltern, Geschwister und Angehörige. Ich bin überzeugt, wenn wir unser Dorf gemeinsam wertschätzen und diesen Lebensort als Gemeinschaft wollen, dann werden wir unseren Weg finden und gut in die Zukunft kommen. Umgekehrt: Je mehr wir uns darauf zurückziehen, Institution, Einrichtung zu sein, umso deutlicher werden wir in Frage gestellt werden, weil die Zeiten sich geändert haben.

Brauchen wir in unserer Dorfgemeinschaft einen Paradigmenwechsel? Ich glaube nicht, dass wir aus Lehenhöflern Kunden machen sollen; ich glaube nicht, dass wir Lebensgemeinschaft in Leistungspakete übersetzen sollen; auch nicht, dass wir gegenseitiges Geben und Nehmen in minutiöse Hilfemodule überführen sollen. Was wir brauchen, ist eine immer neue Ausrichtung auf Karl Königs großen Entwurf einer Gemeinschaft von Menschen mit unterschiedlichsten Fähigkeiten und Behinderungen. Wir brauchen eine stete Justierung darauf unter rasant sich ändernden Zeitbedingungen. Das Paradigma des Camphill-Impulses bleibt als Ideal wegweisend und ist noch nicht erreicht. Solange wir uns aber an diesem Leitstern orientieren, werden wir für die Zukunft die richtigen Antworten finden. Bis dahin lade ich Sie alle ganz herzlich zu einem Praktikum bei den Kalingas in die philippinischen Berge ein.

*Referat Stefan Siegel-Holz, 4.10.2008*